

Ankunft in Paris

Autor(en): **Burckhardt, Carl J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ankunft in Paris

von Carl J. Burckhardt

Eine Stunde nach der Ankunft im Quartier latin steht man am Seineufer bei den Bildern und Büchern, die auf der Quaimauer liegen; das erste Empfinden ist: nichts fehle, nichts habe sich verändert; ein Schleppkahn zieht auf dem Strom vorbei, und drüben am jenseitigen Ufer hebt sich aus den Dächern wie immer der feine geduckte Turm von St-Germain-l'Auxerrois, der Turm, von dem aus man das Zeichen zur Bartholomäusnacht gegeben hat.

«Bücher des Großen Jahrhunderts», sagt der Händler, die Memoiren des Marschalls Villars, des Siegers von Denain – oder hier ein anderes, wunderschön erhalten, 1790 erschienen, «Ehrwürdige Aussprüche großer Franzosen; geprägte Worte».

Ein Gedanke drängt sich auf: Ununterbrochen kommunizieren die Franzosen mit allen Franzosen, die es jemals gegeben hat. Hier ist ihre Metaphysik, ihre eigentliche dritte Dimension, aus welcher sie immer wieder in der Not ihre gewaltige Steigerungsmöglichkeit hervorholen. «Ehrwürdige Aussprüche, geprägte Worte», ja das Wort, es ist das Element, in welchem die mystische Verwandlung der Vergangenheit in Gegenwart sich beständig vollzieht. Heilig ist dem Franzosen dieses französische Wort, wie die kultische Gebärde hat es stets nur einen Sinn; es ist ein Zeichen, doppelt bestimmt, durch das Auge ebenso sehr wie durch das Ohr, jederzeit ist es festzuhalten, selbst in der Inschrift, selbst im Stein, jederzeit ist es würdig, wie das lateinische Wort in der Inschrift mitzuschreiten durch die Jahrhunderte hin.

Unsere deutsche Sprache dagegen ist keine Sprache für steinerne Inschriften, sie entstammt der Musik, sie ist der Teil der Musik, der nicht mehr klingt, ihr Niederschlag im Konkreten, im Begrifflichen. Dort wo sie groß wird, setzt sie nicht untrügliche Zeichen des Gedankens, nein, mit dunkeln oder leuchtenden Gewalten umstellt sie die Seele, sie erhebt, betört und zieht nieder, immer wieder dem höchsten Aufschwung nahe, geheimnisvolle Resonanzen schwingen in ihr mit und schwingen gar leicht hinüber in ein Gebiet, wo jedes Wort seinen Sinn verliert. Die deutsche Sprache hat die gesamte deutsche Musik über sich wie ein tönendes Himmelsgewölbe, sie ist sein Rand am

weiten Horizont. Die französische Sprache hat keine Musik über sich, sie hat eine sparsame Musik in sich, genau so viel als sie zu ihrem Schmucke braucht, nicht mehr, nirgends ist sie beschwert von ihr, nirgends verhüllt. Und so wie sie ist, umfängt sie alles im französischen Leben, die Liebe, den Tod, Aufopferung und Verrat, Glaube und Hoffnung, ja selbst die Hoffnungslosigkeit, die einen grausamen Gott noch bei Namen nennen wird.

Dort aber, wo das Wort alles bezeichnet, alles aufzeichnet und festhält, dort ist Geschichte ein lebendiger Strom, der sich niemals verliert.

1790 ist diese Sammlung von Aussprüchen gedruckt, die der Händler mir empfiehlt: *Paroles mémorables recueillies par Gab. Brotier, ancien Bibliothécaire du Collège de Louis-le-grand, et Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Publiées par A. C. Brotier neveu.*

Ich nehme das Buch und blättere im Gehen. 1790 erschienen, 91, 92 gelesen unter was für erstaunlichen Umständen: Zivilgesetzgebung des Klerus, Föderation der französischen Gemeinden und Einteilung Frankreichs in Departemente, Tod Mirabeaus, des Königs Flucht nach Varennes und seine Gefangennahme. Dann die republikanische Petition, die Schießerei auf dem Marsfeld, die konstitutionelle Monarchie; schon am 10. August der Sturz des Königtums, die Septembermorde. Am 20. September bleiben die Preußen vor Valmy stehen, und Goethe weiß, daß hier in diesem Augenblick ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte beginnt. Am 21. September wird die Republik ausgerufen, im Januar des folgenden Jahres fällt der Kopf des Königs unter der Maschine des Doktors Guillotin.

Vor einem der kleinen Cafés des Boulevard St-Michel, nahe bei dem tragbaren Kohlenofen, ist es gut lesen. Also für die französische Menschheit dieser Jahre von 1790 an publiziert der Neffe des Herrn Brotier, des Bibliothekars, die Auszüge, die sein Onkel in lebenslanger Nachbarschaft geliebter Bücher aus Briefsammlungen, Memoiren und Memorials sich machte. Wie mögen die Leser, die unausweichlich auf die Jahre 93 und 94, die Jahre des metrischen Systems und des Terrors hinschritten, wie mögen sie das große Soldatenwort Turennes gelesen haben?

« Tu trembles, Carcasse, tu tremblerais bien davantage si tu savais où je te mène. » Diesen Ausspruch, eine Blüte der Stoa des 17. Jahrhunderts: Nietzsche hat ihn wert befunden, als Motto über einem seiner Werke zu stehen; er hat ihn gewählt mehr als 200 Jahre nachdem er gesprochen ward, fast ein Jahrhundert nachdem die Männer der

Revolution ihn auf ihre Weise vernommen hatten; er hat ihn vor sich hingesagt im Gefühl einer andern Schlacht, einer höheren Gefahr, einer verwandelten, ins Metaphysische sich werfenden Stoa. Und dieses Wort des Henri de La Tour d'Auvergne, des Vizegrafen von Turenne und Neffen des großen Heinrich von Oranien, es steht als sei es von heute in Hofmannsthals *Elektra*. Orest spricht im Augenblick, da er und seine Schwester Elektra sich erkennen:

Elektra: «Du zitterst ja am ganzen Leib!»

Orest: «Laß zittern diesen Leib. Meinst du, er würde nicht noch ganz anders zittern, könnt er ahnen, was ich für einen Weg ihn führen werde?»

Aber da fehlt uns jenes «carcasse», das eisern schüttert wie des Ares Helm; in Moltkes «dann mag die alte Carcasse zum Teufel fahren» klingt es noch einmal auf in seiner onomatopoetischen Unübersetzbarkeit.

Nun, Herr A. C. Brotier, Neffe, der auch dieses unter uns heute so lebendige Wort aufzeichnet, er weiß genau, daß seine vielfältig bedrängten Zeitgenossen dieses und alles andere in einer wunderbar gespannten, ja tragisch gespannten Weise aufnehmen werden; in einer Einleitung spricht er sich darüber aus, dieses Werk seines Onkels, meint er, sei vorausahnend eigens für die jetzigen Umstände geschrieben worden. Noch niemals sei die Erfahrung, die Kenntnis des Vergangenen notwendiger gewesen, um einen Ausweg aus dem Chaos zu zeigen – ja wörtlich aus dem Chaos, sagt er, aber es ist ihm bewußt, daß man niemals so wenig die Muße habe finden können, um die lange Lehre der vergangenen Geschlechter zu befragen: «Car tant les évènements se précipitent avec fureur.» Und so soll denn die Arbeit des noch rechtzeitig verstorbenen alten Onkels, einst in arkadischer Muße gesammelt, nun im Wirrwarr des Tages, da kein Ohr mehr die Abhandlung oder den ausführlichen Bericht aufnimmt, so soll sie denn als Essenz, als Folge von Beschwörungen, als starke, versammelte Medizin wirken. Das «geprägte Wort», das «apte dictum» soll zeigen, daß die Gleichheit nicht nur in der Leidenschaft der Tiefe, sondern auch im Sublimen herrsche; die Gleichheit, «la maxime la plus accréditée de nos jours», von der – nicht ohne ein Zittern der Stimme sagt er dies im Jahre 1790 – selbst die Männer allererster Geburt nicht auszunehmen seien.

Ja, dies kleine, schön gebundene Buch – 320 schmale Seiten – ist heute noch so lebendig wie damals, heute noch ebenso merkwürdig, und es wird erstaunlich bleiben, solange die französische Sprache nach

ihrem orthodoxen Sinn gehört wird. Jederzeit auch wäre es fortzusetzen, ohne Caesur, denn die Französische Revolution, dieser höchste Rausch leerlaufender Sprache in logischer Verkettung, ist für die Weltgeschichte ein viel tieferer Einschnitt geworden als für die französische Geschichte selbst. Hier in Frankreich ward auch die Revolution zur Überlieferung, gebunden wie alles andere, mit allem andern in diese völlig diesseitige, geologisch geschichtete französische Welt mit ihrem immer gleichen, immer vitalen Antrieb einer bis auf den Grund erkannten und raffiniert bezeichneten, einfachen und im Grunde ewig gleichen Erotik. Ja diese Revolution, deren rationale Dialektik heute in unsern Tagen aufs unabsehbarste auf alle Völker Afrikas und Asiens einwirkt, hier im Lande ihres Ursprunges ist sie genau so lebendig und genau so vergangen wie etwa die Fronde des Adels, Port-Royal, oder die Gestalt Heinrichs des Vierten. Alles ist in allem in dieser ungeheuer konkreten, aus Tatsachen, Gestalten, Taten und Überzeugungen aufgebauten Welt, aus der nur ein einziger Weg hinausführt ins Grenzenlose, der Weg einer wiederum bis ins Letzte durchgearbeiteten, bis zum Letzten bezeichneten Religion, die selbst das Jenseits wiederum benennt, es konkret bevölkert und es mit dem Spruch, der eindeutig abgewogenen Wortfolge, dem Dogma menschlichen Anschauungen und ihrer Gesetzmäßigkeit unterwirft. Wenn aber einmal ein Franzose das überweltlich Gestaltlose spürt, so nennt er es den «Abgrund», «le gouffre», wie Pascal. Wir dagegen sagen: «Name ist Schall und Rauch», und unser Eigenstes bleibt, daß wir die Höhe unseres Fühlens und das Reinste unseres Glaubens mit Namen zu nennen nicht gewillt und auch nicht imstande sind.

Hier steht man sich gegenüber, so wie Valéry's Rede über die Poesie und Hofmannsthals «Brief des Lord Chandos», sich gegenüberstehen.

Wir schaffen unsere Sprache immer neu, die Franzosen bewahren die ihre, verteidigen, schützen, pflegen sie. Wenn Herr Abel Hermant, de l'Académie française, einen etwas mühsam witzigen Zeitungsartikel schreibt, eine halbe Spalte lang «Billet de Minuit» über die Misère der Nachtlokale, so muß er nicht nur einige gehässige Ausfälle auf Berlin machen – was uninteressant ist –, nein, was erstaunlich ist: er braucht genau ein Viertel seines kurzen Artikels, um sich zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, daß er die Worte «exploiter» und «exploitation» gebrauchen werde, Worte, die, wie er sagt, nach Neologismen schmeckten und die ihm deshalb äußerst fatal seien. Glücklicherweise nun aber gelingt es ihm zu beweisen, daß diese verdächtigen Worte

von alter Rasse sind, daß nur ihre Funktion früher eine noblere war – und er zitiert Commines: « et tant exploitèrent qu'ilz tuèrent huyt cens hommes ». Allerdings von da bis zu den Nachtlokalen ist es weit, aber – wer weiß – vielleicht haben auch die Nachtlokale ihre mörderische Seite.

Das so verschiedene Verhältnis des Franzosen und des Deutschen zur Sprache hängt zusammen mit ihrem grundverschiedenen Verhältnis zum Besitz.

Der Franzose hat zum Besitz das zäheste Verhältnis, das sich denken läßt; in bezug auf den Besitz ist er humorlos; der Chevalier d'Orsay, welcher dem Baron Rothschild, dem ein Louis d'or unter den Spieltisch rollte, mit seiner letzten Tausendernote unter den Tisch leuchtete, ist durchaus eine Ausnahme: im Vorkriegsrußland oder in Ungarn aber wäre er die Regel. Ja es ist das reife Festhalten am Besitz in allen seinen Formen, sei es Sprachbesitz, Kunstbesitz, Besitz eines bestimmten Stils; es ist dieser eminente Wirklichkeitssinn, der Frankreichs Revolutionen immer wieder bürgerlich brach, 1789, 1830, 1848 – wo man Louis Napoleon zum Retter des Besitzes einsetzte – und nochmals 1870 im Augenblick der Commune. Es ist, so paradoxal dies klingt, eine Folge des zähen Besitzsinnes, daß Frankreich im Siebenjährigen Krieg sein ungeheures Kolonialreich ganz eigentlich wegwarf. John Law, der phantastische Schotte, hatte sein ganzes, das Zeitalter und auch noch Goethe mephistophelisch berührendes Kreditsystem auf den zu hebenden Reichtümern der Kolonien aufgebaut; wie dann sein Werk zusammenbrach und das ganze besitzende Frankreich in eine Inflationskrise ohnegleichen hineinriß, da entstand jener allgemeine, jener verachtungsvolle Haß gegen das Kolonialreich, jene Geistesverfassung, die alles wegwerfen ließ, die Mentalität, der Voltaires Ausspruch zu Grunde liegt: ein Morgen Landes in Flandern sei mehr wert als ganze Gebirgssysteme in Amerika. Erst zu Ausgang des Choiseulschen Ministeriums, schon vor den Toren der Revolution, sah man auf theoretischem Umwege außenpolitischer Erwägungen gegen das zur Weltmacht ansetzende England den nie wieder gutzumachenden Fehler ein; erst damals, da man England durch die Unterstützung der amerikanischen Revolution zu treffen suchte, begriff man den Verlust des Mississippi, Kanadas, Louisianas und Indiens. Jetzt plötzlich nahm man eine Kolonialpolitik wieder auf, jene Kolonialpolitik, die noch der Kardinal Fleury, entgegen der Volksstimmung, zu retten versucht hatte. Und seither gibt es sie; und etwas von dem Mittelmeerreich,

das Leibniz zur Entlastung der Reichsgrenze dem Außenminister Ludwigs XIV., Pomponne, als Ziel ans Herz gelegt hatte, etwas von diesem Mittelmeerreich ist in Nordafrika heute geschaffen. Aber es ist augenfällig, niemals haben die Gegner der Kolonien aufgehört zu warnen, wie eifrig hat noch Clemenceau die Kolonien bekämpft. Ein Volk, das sich nicht vermehrt, wird durch jede Art von Kolonialreich gefährdet, Spanien ist hiefür das stärkste Beispiel in der Geschichte. Man vermehrt sich nicht in Frankreich, auch wieder aus Rücksicht auf den Besitz, aber immer mehr läßt man fremdes Blut eindringen, und die- weil man selbst zu kolonisieren glaubt, wird man in umgekehrtem Sinn im eigenen Lande von Negern und Slaven überschwemmt. Die kolonisierten Völker kommen ins Land, mehr als die Franzosen in die Kolonien kommen; die Franzosen verlassen ihren Besitz ungerne, sie bleiben zu Hause, seßhaft sind sie, nicht Pioniere wie die Angelsachsen wo immer in der weiten Welt, oder wie die Deutschen auf dem Gebiete des Geistes, wo sie immer ihr « Stirb und werde » haben, wo sie jederzeit bereit sind, alles aufzugeben, um alles zu gewinnen – bis zur Torheit. Der Deutsche nämlich hat im Grunde wenig Sinn für den Besitz und umso mehr für den Erwerb; Erwerbssinn bis zum Sublimen und auch bis zur ödesten Brutalität zeichnet ihn aus; das Neue, die Verwandlung strebt er an, er will forschen, er will nicht erkannt haben. Lessings Wort von der Wahl zwischen dem Kennen der Wahrheit und dem Forschen nach ihr ist so deutsch als sich denken läßt. Der Deutsche will ja auch nicht unmittelbar leben, einfach da sein, das Leben prüfen, nein, er will erleben, das Leben hinter sich bringen als Etappen seines geistigen Erwerbs, und er will sein Erlebnis in bezug auf sein inneres Werden möglichst gesteigert. Hievon kommt sein Streben nach dem, was er das Neue nennt, nach vorwärts, in die Zukunft will er sein Leben erneuern, verlängern, nach der Zukunft hin will er dem Tode entgehn; der Franzose, im gleichen Streben, verlängert sein Dasein nach rückwärts in seine eigene Geschichte hinein, seine nationale Geschichte, die er von Jeanne d'Arc bis zum heutigen Tage in einer Synthese, einem populären Vertrautsein kennt wie kein anderes Volk der Welt, ja in seine nationale Geschichte hinein erweitert er den Daseinsraum der Generation, der er angehört; hier kann er es tun, denn hier besitzt er wahrhaft; der Deutsche dagegen denkt an die Zukunft, die es zu erwerben gilt, er stellt sich unablässig eine Zukunft, ein Neues vor auf seine Weise.

Und nun eben nochmals: was ist die Kraft, die den Franzosen

dieses beständige Kommunizieren mit ihrer Vergangenheit, mit ihren abgeschiedenen Geschlechterreihen ermöglicht; was läßt sie in jedem Augenblicke sämtliche Gestalten von Ludwig dem Frommen bis zu der grazilen Lucille Desmoulins oder dem Tiger Clemenceau aufrufen und sichtbar machen? – Worte, nichts als Worte, die das Geistige eines Menschen durch die Jahrhunderte hindurch in schlagender Lebendigkeit konservieren, geprägte, mit der Signatur des äußerst Individuellen geprägte Worte als Formeln vergangener Menschen. Fast keines dieser französischen historischen Worte ist wohl wirklich gesprochen worden, die Nation hat sie erschaffen als unvergängliches Denkmal für den, dem sie sie lieb. Was wüßten wir von König Chlodwigs bärbeißigem Christentum, wäre es nicht bezeichnet durch das Wort, das er beim Anhören der Passionsgeschichte soll geäußert haben: « Teufel, daß ich nicht mit meinen Franken da war! » Oder wäre Ludwig VI. noch in irgendeiner Weise liebenswert, wenn er nicht bei der Schlacht bei Brenneville dem Engländer, der ihn gefangen nahm, geantwortet hätte: « Weißt du nicht, daß man nie einen König wegnimmt, sogar beim Schachspiel nicht? »

Und nun gar Franz der Erste, von welchem Herr Brotier uns lehrt, daß er weder « *Tout est perdu sauf l'honneur* » noch « *fors l'honneur* », sondern als französischer König und Patriot « *hormis l'honneur* » gesagt habe. (Ich gestatte mir hier übrigens gänzlich inkompetenterweise Herrn Brotiers Angabe zu bezweifeln und meine Stimme in aller Bescheidenheit für « *fors l'honneur* » abzugeben.) Aber hier, gerade bei diesem Wort, möge man bedenken, bis zu welchem Wert für die Nation ein solcher königlicher Ausspruch sich steigern kann; im Jahre 1871 lag ein stolzer Trost ohnegleichen in dieser kurzen unvergessenen Formel. Vielen hat sie damals das Selbstbewußtsein gerettet.

Ludwig der XIV. soll, wie strenge Forschung uns versichert, niemals gesagt haben « *l'état c'est moi* », gut, aber sein Zeitalter ist in diesem Spruch zusammengefaßt, und das ist mehr als genug.

Wie der Graf von Artois, der spätere Karl X., in den Fourgons der Alliierten als Herold seines Bruders, Ludwigs XVIII., nach Paris kam und auf einem in aller Eile requirierten Schimmel in der Kapitale einritt, da entstand große Verlegenheit, weil dem Prinzen nichts einfiel; er sagte immer nur: « *je suis content, très, très content* », vielleicht hatte er diese Ausdrucksweise von seiner sächsischen Mutter; Tatsache ist, daß sie für Paris nicht genügte; Talleyrand war außer sich, er ließ seinen Sekretär kommen, er befahl: « Wir müssen für den *Moniteur*

eine Ansprache des Grafen von Artois haben, machen Sie mir das sofort, sein Auftreten war unmöglich.» Der Sekretär kam nach drei Stunden wieder, abgehetzt, noch zehn Minuten und es war Redaktionsschluß; er brachte ein geistreiches Elaborat. Talleyrand warf einen Blick darauf: « Das für einen Bourbonen, niemals, ein Bourbone braucht keine Antithesen, schnellstens etwas anderes, ich gebe Ihnen fünf Minuten, oder Sie gehen Ihrer Stellung verlustig! » Nach fünf Minuten kam der Sekretär wieder, jetzt hatte er aufgeschrieben: « Messieurs, il n'y a rien de changé, il n'y a qu'un Français de plus. » Sicher hat dieses Wort dazu beigetragen, die Restauration zu ermöglichen. – Gewichtiger noch als solcherweise isoliert wird es aber dann, wenn man durch Herrn Brotier erfährt, daß Ludwig XIV. nach dem Siege des zu der lange untätigen französischen Armee in Spanien kommandierten Vendôme, nach dem Siege bei Villaviciosa, äußerte: « Quoi cette armée qui a été vaincue il y a trois mois est victorieuse à présent? Voilà ce que c'est qu'un homme de plus! » Wundervolles Wort aus einer Zeit, die wußte, daß der Wert eines Einzelnen mehr wiegen könne zur entscheidenden Stunde als stumpf gehäufte Zahlen zufällig im Dasein stehender Massen. Ein Wort christlich und antik zugleich, christlich, da es den entscheidenden Wert der einzelnen Seele erfaßt, antik, da es die unvergeßliche Lehre aus Griechenlands Dasein inmitten der barbarischen Völker zieht. Und das ist es ja, all diese Worte, die dem Franzosen seine Geschichte lebendig erhalten, sie erhalten ihm die Gestalt, den Einzelnen, den Träger eines Namens. Ja, ob der große Condé vor uns steht nach Turennes Tod mit jenem: « Ah si je pouvais entretenir une heure seulement l'ombre de Turenne », ob wir Madame de Cornuel sagen hören, da nach demselben Ereignis der König acht Marschälle ernannt: « Das ist Kleingeld von Turenne » – immer und in jeder Weise haben wir es hier zu tun mit der ewigen Signatur des wahrhaft europäischen Geistes, des Individualismus, der dem Einzelnen gibt was dem Einzelnen gebührt. Wie sehr liegt dies in dem Urteil des kaiserlichen Marschalls Montecuculli, der gegen Turenne kommandierte; man meldete ihm den Tod seines Gegners, er antwortete dem Überbringer der Nachricht: « Etant serviteur de l'Empereur, je ne peux m'empêcher de m'en réjouir. Mais je regrette et je ne saurois trop regretter un homme au-dessus de l'homme, un homme qui faisoit honneur à la nature humaine. » Dabei, in diesem Worte gerade, grenzt das Maß für den Wert des Einzelnen schon leise an jene Vermessenheit des 19. Jahrhunderts, an das einem fortschreitenden Kollektivismus

mus gotisch steil entgegengehaltene Postulat des Übermenschen « l'homme au-dessus de l'homme ». Montecucullis Wort ist tiefernst, und durch seine Tiefe eben berührt es schon eine andere Sphäre; völlig menschlich dagegen bleiben ohne jede Verschiebung der Maße die französischen Aussprüche gerade durch das Element, das dieser ernstesten Äußerung des großen österreichischen Marschalls fehlt, durch das rhetorische. Glanzvoll wie ein Rudel von Silberfischen im Quellwasser kommt dieses Rhetorische dahergeschwommen in Heinrich IV. oft zitierter, unbedeutender, aber so beliebter Bezeichnung des glücklichsten Zustandes im Reiche: « L'état brillant et florissant d'un Royaume: c'est quand les Princes qui commandent excellent en prudence, le clergé en science, les orateurs en éloquence, les officiers en vigilance, les soldats en vaillance. » Denn hier liegt es: das was aus einer stummen rhetorischen Konvention hinausfällt, wie etwa die Aussage der unglücklichen Eleonore Caligai, der Frau Concinis, die 1617 laut Parlamentsbeschluß als Hexe geköpft wurde, was hinausfällt wie ihr: « Mon sortilège a été le pouvoir que les âmes fortes doivent avoir sur les esprits foibles », was derartig unrhetorisch, dunkelmächtig klingt, es wird als indezent empfunden, als ein Vergehen am menschlichen Maß, als magisch.

Hiefür ist der schöne Zug tief bezeichnend, den Brotier aufschreibt: « Man fand einmal am Ende der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts den Bildhauer Bouchardon gänzlich verstört, verändert, halb wie außer sich vor Entzücken, halb erschreckt, man frug ihn nach der Ursache seines seltsam gesteigerten Zustandes, er antwortete: « Ich habe Homer gelesen, die Welt hat sich mir verändert, alle Menschen sind jetzt zehn Fuß hoch und die Natur ist ins Ungeheure gesteigert. » Das französische Maß war ihm gestört worden. Bestimmt ist nun aber in einem sehr wesentlichen Sinn das Gewaltige ehrwürdiger und bedeutender für den, der es in dieser Weise schaut, als für den, der ihm beständig in Wort und Gebärden billigen und übertreibenden Ausdruck verleiht, wie so manche der zwischen Gott und Tier hin und wider lechzenden Russen.

In diesen Zusammenhang gehört auch dies: ein deutscher Freund, dem der Osten, dem Indien vertraut ist, meinte nach einer Reise in Frankreich, die dortigen Fassaden des XVII. und XVIII. Jahrhunderts hätten ihn cartesianisch kalt berührt. Er glaubte den Horror des metrischen Systems zu spüren. Er sehnte sich nach der wie Musik befreiten Fülle des Barocks. Die Sobrietät schien ihm nichts anderes

zu sein als die urbane Schwester einer öden Nüchternheit. Ich denke, er täuschte sich, er müßte den Weg noch einmal gehen, um zu spüren, welch eine Verhaltenheit hier wirkt, welch ungeheure Brisanz hinter dieser Verhaltenheit lauert, eine Brisanz, die, wenn sie zum Ausbruch käme, vielleicht weiter führen würde als das aufrauschende Barock, weiter bis ins Furchtbare hinein, ins Zerstörende, ins Chaotische, eben weil dieser Ausweg in die Musik ihm verschlossen bleibt.

Bewußte bändigende Form liegt in dieser Bauweise, genau so wie sie im französischen Worte liegt, das immer begrenzen und bezeichnen, Distanz zwischen dem Gefühl und der Umwelt wahren und zugleich das Gefühl in angemessener Form vermitteln will. Die architektonische Schicklichkeit wie die rhetorische Schicklichkeit bilden hier die Grenze, die selbstgewollte Grenze, die eine aus vielen und widerstreitenden Bluterben gemischte Nation sich selbst als zusammenhaltende und bewahrende Disziplin auferlegte. Nach unten, in den mindern Vertretern Frankreichs nun schafft diese Disziplin und Konvention des Ausdruckes den gräßlichen französischen Vaudevillisten, der sich selbstgefällig gegen alles Große verschließt und mit Wort und Formrezepten das Leben behandelt wie ein routinierter Garkoch.

Baudelaire spricht einmal unmißverständlich von diesem Typus, der eine beständige Gefahr für das Franzosentum bedeutet, eine Gefahr nicht minder gräßlich als die, welche der wildgewordene priesterliche tyrannische Schullehrer im deutschen Wesen darstellt. Bei Baudelaire heißt es: « Dans le sens le plus généralement adopté, Français veut dire vaudevilliste, et vaudevilliste un homme à qui Michel-Ange donne le vertige et que Delacroix remplit d'une stupeur bestiale, comme le tonnerre certains animaux. Tout ce qui est abîme, soit en haut, soit en bas, le fait fuir prudemment. Le sublime lui fait toujours l'effet d'une émeute, et il n'aborde même son Molière qu'en tremblant et parce qu'on lui a persuadé que c'était un auteur gai. Aussi tous les honnêtes gens en France, excepté M. Horace Vernet, haïssent les Français. Ce ne sont pas des idées qu'il faut à ce peuple remuant, mais des faits, des récits historiques (wie Sacha Guitrys hübsche und kindliche *Histoire de France* im Theater Pigalle), ja – des récits historiques, des couplets et le *Moniteur*. Il a fait de grandes choses, ce peuple, mais il n'y pensait pas. On les lui a fait faire. »

Vielleicht wäre M. Horace Vernet, wenn er heute lebte, Mitglied der *Action Française*. Auch diese wird von Leuten getragen, von Leuten, die zwar unendlich viel mehr Witz und Geist und blanke Virtuosi-

tät besitzen als der Militär, dessen Gemälde Baudelaire so herrlich erbofen, mehr Würze, und trotzdem von Leuten, die in mancher Beziehung dem von Baudelaire bezeichneten Vaudevillisten recht nahe sind. Auch sie arbeiten nach einem Rezept wie Couplettdichter und Köche, auch sie hassen die Ideen, und allen, ob sie von Rom oder von Berlin kommen, gleichviel, rufen sie genau wie in einem Couplet immer dasselbe entgegen. Wenn sie sich mit dem Fremden einlassen, um es mit immer gleicher Heftigkeit abzulehnen, so versuchen sie nicht einmal dieses Fremde als ihre Gegenposition kennen zu lernen, das Unwahrscheinlichste an oberflächlichen Mißverständnissen und refrainhafter Eintönigkeit leistet sich hier Henri Massis in seiner *Défense de l'Occident*. Hier setzt auch jene stilistische Pracht des für alles Äußere tauben, großartig in gerader Bahn vor sich hindenkenden Charles Maurras aus, auch das bis zur Genialität gesteigerte Vaudevilwesen Daudets. Hier, bei Massis, ist nur noch Schwäche und Angst auf dem Grunde, denn nicht wahr, darüber kann man sich heute einig sein, daß wer beständig und in diesem Grade sich selbst lobt, seine eigene Art, seine Ziele, Grenzen, Bedingungen, daß der Betreffende seiner selbst und seiner Positionen nicht sehr sicher ist, so wie es mir immer verdächtig scheint, daß diese vaudevillistischen Gladiatoren der Feder immer von ihrer Latinität reden, – täten sie das, wenn sie ihrer und der Latinität überhaupt so gänzlich sicher wären?

Latinität ist eine der ganz großen Wirklichkeiten der geschichtlichen Welt, die man nicht so leicht in den Mund nehmen sollte, die man nicht so ohne weiteres für sich, für eine bestimmte Nation in Anspruch nehmen darf; die Kirche in Rom weiß da Bescheid, und ihr Verhalten gegenüber der gladiatorischen Gruppe in Paris ist ein neues Zeichen für ihre uralte Weisheit. Latinität ist beispielsweise genau das, was Grillparzer meinte, wie er von Mozart sagte: «Nennt ihr ihn groß, er war es durch die Grenze.» Latinität hat über die Formwerdung, die Aussagbarkeit des Goetheschen Lebenswunders entschieden. Latinität ist die Bezeichnung einer der wenigen ganz großen psychischen Haltungen, die es gibt. Jede geistige Position kann in jedem Augenblick von ihrer Gegenposition aufgehoben werden. Der Geist des Bolschewismus etwa annulliert, wo er hinkommt, jede Geschichte, jedes geschichtliche Ethos; Deutsche sind mir begegnet, die nach ihrer Berührung mit diesem Geiste völlig hingerissen, leidenschaftlich geschichtslos geworden sind, es fehlte diesen Deutschen der Geist, aus dem heraus es jahrhundertlang ein römisches Reich deutscher

Nation gegeben hat und eine bestimmte, herrliche deutsche Latinität, einen Teil, den deutschen Teil an dieser Weltkraft, die man weder pachtet noch abgrenzt, die durch ihre Universalität eben eine Weltkraft ist, durch die Freiheit, mit der sie wächst und schöpft und bildet, dort wo sie will, dort wo Zeit und Menschen reif sind für sie. Unfanatisch ist sie, diese Kraft, wie alle wirklichen, ihrer selbst sichern Kräfte, formenreich, formenschaffend bis ins Unendliche, niemals an und für sich vorhanden und vorzeigbar, sondern immer nur in Verbindungen, mit dem Christlichen etwa, dem Gallischen, dem Germanischen, und überall verleiht sie ein anderes Maß, aber ein Maß ist es immer. Sein eigenes nun, das ihm verliehene Maß der Latinität, hat das französische Volk in einer unvergleichlichen Weise ausgebildet und gewahrt, sicher nicht in seinen patriotischen Vaudevillisten, nein, in seinen großen Franzosen, Männern, denen Latinität so selbstverständlich war wie das Atmen, Männern, zu welchen der deutsche Marschall von Sachsen ebenso sehr gehört wie der jansenistische Racine, wie Baudelaire, der sich tief ins Chaos befreiter Sinne hinauswagte und dem Ungeformten Namen und Formen aus seinen eigenen Leiden schuf. In der geschichtlichen Bindung, Benennung und Überwindung liegt die französische Latinität, in der Fähigkeit alle Krisen zu Geschichte werden zu lassen, sie zu erklären, zu bezeichnen. In der Frömmigkeit und Dankbarkeit gegen die verschwundenen Geschlechter liegt sie und in der Vollendung des einzelnen Individuums.

Wenige haben die lateinische Sprache, die uns erhalten ist, geschrieben, wenige haben sie gelesen, auf wenigen durch die Jahrhunderte hindurch ruhte sie, wurde sie weitergegeben, sie hatten Namen, diese Wenigen, haben Taten vollbracht, und Worte bezeichnen sie, Worte wie die in dem Buche aufgezeichnet sind, das ich jetzt schließe, da es dunkel wird und man die Lichter vor dieser gastlichen Stätte zu löschen beginnt. Was bei uns die Latinität, die Lehre der Mittelmeerwelt, aufgriff und ihren Geist verwaltete, waren Einzelne, ja es war das freie adlige Individuum, wie es in den antiken Statuen von allen Seiten luftumströmt vor uns steht, wie es herauswächst aus dem germanischen Freientum in alle Welt. Wenn die Franzosen gegen etwas ihre Latinität zu verteidigen haben, so ist es nicht, wie sie in ihrer Angst vor dem nahegerückten Osten nun fürchten, gegen einen subversiven Individualismus, dem sie römische Organisation entgegenzustellen haben, nein, gefährdet ist ihr Geist durch den Kollektivismus, dem sie unbewußt in die Hände

arbeiten, und dessen Vertreter, der unbekannte Soldat, heute schon namenlos, ohne vorstellbare Gestalt, ohne Wort das ihn bezeichnet unter ihrem Triumphbogen liegt, drüben liegt in dem andern Stadtteil, dem die Latinitas nicht den Namen verlieh. Wir aber im Quartier latin fühlen uns heute am Tage unserer Ankunft umgeben von lauter denkenden, in unendlich sicherer Sprache das Vergangene dem Heutigen anreihenden Einzelnen, Einzelnen, denen ein unablässiger Zug von ähnlichen, vom selben Geiste getragenen Toten folgt, bis zurück zu jenem heitern Boccaccio, dessen Lachen durch die Jahrhunderte klingt und der in den Gassen, durch die wir nach Hause gehn, das klare Licht der französischen Welt erblickte.